

Die

B r i e f t a s c h e.

Nichtpolitische Beilage zur Unterhaltung und Belehrung, zu der Zeitung:
„Der Correspondent von und für Schlesien.“

Sonnabend

— No. 6. —

den 5. Februar 1831.

Die weiße Frau. (Fortsetzung.)

Die Gewandtheit der artigen Frau, die schalkhafte Grazie, die Alles, was sie sagte und that, begleitete, und vor allem das Fräuliche, gleichsam Verstohlene dieser Unterhaltung gaben ihr einen eigenen Reiz; und man hatte sich auf solche Weise einige Stunden lang vergnügt, als endlich der Eintritt des Abends Frau v. Montcassin an den Ausbruch erinnerte, der jedoch nicht Statt fand, ohne zu dem Versprechen, ihren Besuch recht bald zu wiederholen, von der Fürstin aufgefordert zu seyn, und es gegeben zu haben.

Nach nicht allzulange ließ die Gesandtin mit der Erfüllung ihres Versprechens auf sich warten. Sie selbst fühlte, wie sie sagte, ein ungeduldiges Verlangen, die schöne fürstliche Wittwe derjenigen Heiterkeit wiedergegeben zu sehen, welche ihrer Jugend und Anmuth natürlich war, und sie zeigte bei jeder neuen Unterhaltung, daß ihr ein Reichthum an Mitteln zu Gebote stand, die Langeweile zu verscheuchen, welche zugleich mit der Trauer den lebhaften Geist der Markgräfin belastete. Frau v. Montcassin war viel gereist, sie hatte ihren Gemahl an viele Höfe begleitet und zuletzt an dem des Königs von Polen, Johann III. längere Zeit verweilt. Sie wußte mit Anmuth zu erzählen, und das allerliebste, kindlich naive Geplauder auf so reizende Art mit Anekdoten aus den fremden Ländern, wo sie gewesen, von den Personen, die sie dort kennen gelernt, auszuschnüpfen; die Art und Erscheinung der letztern so lebendig und treffend darzustellen, daß man nicht leicht ermüdete, ihr zuzuhören, und selbst die ernste Sophie, welche wol zu-

weisen die Unterhaltungen, der Gesandtin allzunah an das Gebiet des Frivolten hinüber zu streifen schienen, mußte doch bei sich selbst gestehen, daß das gehaltlose Geplauder nicht ohne Reiz, und die Frivolität nicht ohne Grazie sey. Sie sah überdies ihre Fürstin dadurch erheitert und unterhalten, und sich selbst in der viel schwierigeren Mühe, dies durch Gründe und Mittel der Vernunft und Religion zu bewirken, auf wolkühende Weise abgeldöst; leicht mochte sie es daher gestatten, daß Jene eine Hinneigung zu dem Umgange mit der Gesandtin zeigte, welchen, durch ihre Gegenwart beherrschen zu können, ihr so leicht schien und der überhaupt viel zu unbedeutend war, als daß er einer ernstlichern Betrachtung von ihr wäre werth gehalten worden.

Eines Tages, als Frau v. Montcassin sich bei der Markgräfin befand, zeigte diese ein Gemälde des verstorbenen Kurfürsten, welches ein eben anwesender Künstler, auf ihre Bestellung verfertigt, und welches gerade vollendet worden war. Die Fürstin sah sich wenig befriedigt von der Kunst des Meisters sowohl, als von der Ähnlichkeit des Bildes. Es waren noch einige Herren vom Hofe gegenwärtig, und so gab dieser Gegenstand Veranlassung, das Gespräch weitläufiger über die Kunst der Malerei zu verbreiten, und die Ansprüche zu erörtern, welche Jeder von den Anwesenden an die Leistungen derselben machte. —

Es ist etwas Eigenes — nahm bei dieser Gelegenheit Frau v. Montcassin das Wort — um die Kunst des Treffens bei Portraits, des Auffassens gerade desjenigen, was in einem Gesichte das Eigenthümliche, die Miene, den Charakter ausmacht, und mir ist immer vorgekommen, als ob die Dilettanten hierin oft glücklicher seyen als eigentliche Künstler. Ich besitze

z. B. eine Sammlung von Gemälden, die ein Verwandter von mir, der meinen Gemahl auf mehreren Reisen begleitete, verfertigt hat. Sie stellen Ansichten aus den verschiedenen Ländern und Städten, wo wir uns aufhielten, vor; meistens aber sind es Bildnisse der vornehmsten Personen der Höfe, die wir besuchten, und so wenig sie auch im übrigen auf Kunstwerth Anspruch machen, so ist doch die Aehnlichkeit in der Darstellung wahrhaft bewundernswürdig zu nennen, und nie kann ich eines dieser Blätter in die Hand nehmen, ohne gleichsam die Person, welche es darstellt, leibhaftig vor mir zu sehen, und mich jeder Einzelheit ihrer Erscheinung in Blick, Bewegung und Sprache auf das Bestimmteste zu erinnern.

Die Markgräfin äußerte den Wunsch, die Sammlung zu sehen, und sogleich bat Frau v. Montassin um Erlaubniß, sie holen zu lassen und die Gesellschaft mit der Durchsicht derselben unterhalten zu dürfen. Sofort ward ein Diener entsendet, mit dem Auftrage die Mappe zu holen, und als sie ankam, reichte die Gesellschaft sich um einen Tisch, an dessen oberstem Ende Frau v. Montassin Platz nahm, die Stücke nach einander aus der Umbüllung ziehend und sie mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit erklärend: Da fanden sich denn Landschaften von dem verschiedensten Charakter, Ansichten von Gärten, Städten und Palästen in bunter Mischung, wie sie dem Reisenden sich darboten. Zuletzt aber folgte eine Gallerie von Bildnissen, die durch ihre charakteristische Eigenthümlichkeit auf den ersten Blick ihre Aehnlichkeit mit den Urbildern aussprachen. Es waren die ausgezeichnetsten Personen fremder Höfe, Männer und Frauen. Doch die ersten fast nur regierende Häupter, berühmte Kriegs- oder Staatsmänner. Der König von Frankreich mit den Ersten seines Hofes, und so die Souverains mehrerer Länder, wo der Künstler verweilt hatte. Die Verschiedenheit der Gestalten, der Trachten, die Abstufungen der Stände und des Alters gewährten einen sehr mannigfaltigen Anblick, der durch die Erläuterungen der Besizerin, die über jedes der dargestellten Personen etwas besonders zu sagen, aus ihrem Leben zu erzählen wußte, noch unterhaltender wurde, und man sah sich zu früh am Schlusse der Sammlung, die mit dem Hofe des Königs von Polen Johann III. endigte.

Die reiche malerische, und doch zugleich fremdartige Tracht der vornehmen polnischen Herren, ihre scharf gezeichneten, lähn und stolzblickenden Gesichter, hielten fast am längsten die Aufmerksamkeit gefesselt, als Frau v. Montassin noch ein Bild — das letzte von allen — hervorjog und es der Markgräfin reichte, dessen sprechender Ausdruck ihr aufgefallen seyn würde, auch wenn es nicht fast das einzige in der Sammlung gewesen wäre, das einen jugendlichen Mann darstellte.

Die stolze Haltung ward durch den kriegerischen

Schmuck auf das Glänzendste hervorgehoben; rabenschwarze Locken umschatteten fast zu düster ein edelgeformtes, aber blaßes Angesicht, und das dunkelglühende Auge wäre schön zu nennen gewesen, wäre es mit milderem Ausdrucke und minder ernst, ja fast finster, dem Beschauer zugewendet gewesen.

Der Prinz Jakob, Sohn des Königs von Polen — sagte die Frau v. Montassin, indem sie der Markgräfin, die ihr zur Rechten saß, das Blatt darreichte.

Louise betrachtete es lange und reichte dann schweigend und ohne eine Aeußerung des Lobes noch Mißfallens es weiter, während die Erstere sich mit beherdeter Zunge über die Eigenschaften des Abgebildeten vernehmen ließ und seinen edlen und ritterlichen Sieg seine Klugheit und seine Tapferkeit zu rühmen wußte.

Schade, — nahm Fräulein Waldhoff das Wort — daß der Prinz so finster sieht; eine heitere Miene würde ihm viel besser stehen, und ich dünkte, der Künstler, der ihn mit solcher dargestellt, würde ihm, selbst auf Kosten der Aehnlichkeit, einen Dienst erzeigt haben.

Es ist wahr, — erwiderte Frau v. Montassin — aber gerade diese ernste Miene ist ein eigenthümlicher Zug in dem Gesichte des Prinzen und hängt so genau mit seinem ganzen Wesen zusammen, daß ohne sie jede Aehnlichkeit des Bildes würde aufgehoben seyn. Auch ist bei den Frauen der erste Ausdruck seiner Züge dem Prinzen kaum im ersten Augenblicke nachtheilig gewesen, da, was man am Hofe davon erzählte, nur geeignet war, ein um so lebhafteres Interesse für ihn einzuknüpfen.

Ei, wie denn so? Theilen Sie das doch mit! — riefen Einige von der Gesellschaft mit Lebhaftigkeit.

Ich weiß wenig davon zu sagen, — war die Antwort der Frau v. Montassin — weil, die Wahrheit zu gestehen, mich damals diese Dinge allzuwenig interessirten, um alles, was man davon erzählte, mit Antheil zu hören. Nur so viel ist mir erinnerlich geblieben, daß man sagte, der Prinz sey früher lebhaft und frohsinnig gewesen, — seit aber eine von ihm seit früher Jugend in Herzen getragene schöne Hoffnung ihm vereitelt worden, habe zuerst ein finsterner Mißmuth sich seines ganzen Wesens bemächtigt, welcher zuletzt in den Ernst übergegangen, der sich nun in seinen Zügen ausprägt. Auch wollten Personen, die den Prinzen nahe kennen, behaupten, er hege noch immer die Erinnerungen an jene Jugendträume und man sahe wirklich an seinem Finger einen Siegelring, worauf eine trauernde Sonnenrose geschnitten, umgeben von den Worten: „Ich welke, weil meine Sonne weicht;“ — in lateinischer Sprache, womit auch der Prinz vertrauliche Briefe und Billete gewöhnlich zu siegeln pflegt.

Diese Worte in der vollkommensten Unbesangtheit gesprochen, wurden von den Anwesenden nicht ohne

Verlegenheit angehört, denn es war unter den Hofleuten wol bekannt, daß der Vater des Prinzen Jakob um die Hand der Prinzessin Louise Radziwill für seinen Sohn einst sehr dringend geworden, und daß er, als Kurfürst Friedrich Wilhelm, ihm hierbei mit der Bewerbung für den Margrafen Ludwig den Rang abgelaufen, dieser Verbindung als König von Polen alle nur möglichen Hindernisse in den Weg gelegt hatte.

Die Erinnerung an diese Umstände, welche Frau v. Montcassin, in ihrer Unbekanntschaft mit den Familienverhältnissen, in Eifer an ihr schon ziemlich bekannten Etouderie sich zu Schulden kommen ließ, setzte die Anwesenden in merkwürdige Verlegenheit. Niemand wagte darauf zu antworten, und selbst Louise schwieg tief erröthend. Es vergingen einige Sekunden, in denen selbst eine kleine Verstimmtheit über den Eindruck ihrer Rede, welcher ihr nicht entgehen konnte, sich der lebhaften Sprecherin zu bemächtigen begann, als plötzlich die Thüren sich öffneten, und ein Diener den Besuch des Kurfürsten anmeldete. Schnell wurden die auf dem Tische zerstreuten Zeichnungen zusammen geschoben, Frau v. Montcassin trug die Mappe in ein Nebenkabinett und hatte dies kaum gethan, als der Landesherr eintrat. —

Louise empfing den fürstlichen Schwager mit aller ihr eigenen Anmuth und Liebenswürdigkeit, und seine Blicke ruhten mit unverfälschtem Wohlwollen auf der holden Erscheinung, trotz aller Herzlichkeit aber blieb etwas Spannendes in der Miene des Kurfürsten bemerklich, etwas Spähendes in seinen Augen, welche zuweilen mit sehr ernstem Ausdrucke auf die Montcassin geheftet waren und dann wieder in Sophiens Offnen, jeder Verstellung unfähigen Sägen zu lesen schienen. Bald fiel das Gespräch auf den Hof zu Versailles, wodurch die gewandte Französin Gelegenheit fand, sich ganz in ihrem Elemente zu bewegen. Sie schilderte einige merkwürdige Hoffeste, denen sie beigewohnt, und fand bald bei der lebhaften Darstellung von der Pracht und dem Glanze Ludwig XIV. an dem Kurfürsten einen um so aufmerkamera Zuhörer, als sie mit Feinheit allerlei belustigende Glossen einzuweben wußte, die, indem sie sich auf die schwachen Seiten des französischen Hofes, die dort herrschende Heuchelei und Scheinfrömmigkeit, sammt der Herrschaft der Frau v. Maintenon bezogen, eben so viel verhältliche Komplimente für Ersteren enthielten und seiner Eigenliebe wolthaten. So gestaltete sich denn die Unterhaltung viel heiterer, als es Anfangs den Anschein gehabt, und der Kurfürst schied augenscheinlich besser gelaunt, als er gekommen war; welcher Umstand, da man das Verdienst davon allein Frau v. Montcassin zuschreiben mußte, bei den Hofleuten sofort die Erinnerung an den kleinen Verstoß, den sie begangen, auslöschte, und nicht wenig beitrug, ihren Credit selbst bei der Margräfin zu erhöhen.

Nur allein Sophie war nicht hiermit einverstanden. Ihr wollte es vorkommen, als ob doch allmählig die Französin zu festen Fuß in der Gunst und in dem Umgange ihrer Gebieterin fasse, wovon nicht sowohl eine Beeinträchtigung ihrer Freundschaftsrechte bei der Fürstin, als vielmehr eine gefährliche Einwirkung auf Louisens empfängliches Gemüth zu befürchten stehe. Auch war ihr nicht entgangen, daß in des Kurfürsten Sägen etwas von Unzufriedenheit mit den Umgebungen seiner Schwägerin zu lesen war, wovon er jedoch selbst noch nicht recht zu wissen schiene, gegen wen sie eigentlich gerichtet, und sie hatte sehr wol bemerkt, wie gut der schlaunen Montcassin geglückt war, einen etwaigen ungünstigen Eindruck bei demselben zu verwischen. Gründe genug, welche ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, und sie aufforderten, wachsam und vorsichtig zu seyn.

Sophie v. Waldhoff war eine vermögenslose Waise. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte aus dankbarer Verpflchtung gegen ihren Vater, der in seinem Heere eine angesehene Stelle bekleidet, sie auf freie Kosten in einer seiner Anstalten erziehen lassen, die unter der Leitung vornehmer und geistvoller französischer Frauen, welche, durch die Religionsverfolgungen zu jener Zeit in den brandenburgischen Staaten heimisch geworden, damals die Erziehung der Töchter höhern Standes besorgten. Eine sehr sorgfältige Erziehung kam hier den guten Anlagen des jungen Mädchens zu statten und entwickelte diese so vortheilhaft, daß der Kurfürst bei der Wahl einer Hofdame für seine junge verwitwete Schwiegertochter, die nach seiner Ansicht keine finstere Duenna, sondern nur einer etwas ernste besonnene Gesellschafterin der lebhaften Louise seyn sollte — diese auf Sophien leitete, und mit der geheimen Instruktion, auf das Verhalten, die Lebensweise und die Verbindungen der jungen Wittwe, ein aufmerksames Auge zu haben, ward ihr dieses Hofamt übertragen. Ihr gebildeter, für ihr jugendliches Alter früh reifer Geist, sammt dem Ernste ihres Charakters, waren ganz geeignet, der jungen Fürstin Achtung und Rücksicht einzusößen, während ihre Sanftmuth und Herzengüte und eine ungeheuchelte Anhänglichkeit ihr in eben dem Grade Louisens Liebe und Vertrauen erwarben, deren Herz und Sinn stets offen der ernstern Freundin vor Augen lagen, so daß es bis jetzt noch keines Kunstgriffes bedurft hatte, um jenem geheimen Theile ihrer Verpflichtungen zu genügen und die Handlungsweise der Fürstin unvermerkt zu leiten. (Fortsetzung folgt.)

B u n t e s.

In England giebt es sonderbare Gesetze; z. B. alle Contracte u. u. die des Sonntags abgeschlossen wer-

den, sind null und nichtig. Um einen gesellschlichen Erben zu enterben, muß ihm im Testamente ein Schilling (10 Sgr.) ausgesetzt seyn, außerdem hat er Anspruch auf das ganze Vermögen. Heirathet Jemand eine Frau, die Schulden hat, und empfängt sie aus der Hand des Priesters bloß mit dem Hemde bekleidet, so ist er nicht gehalten, ihre Schulden zu bezahlen. Alle Kinder, die auf dem Meere geboren werden, es mag seyn wo es will, gehören in das Kirchspiel von Stepney. Willigt ein Frauenzimmer ein, den armen Sünder, der auf das Schaffot steigt, zu heirathen, so rettet es ihm das Leben.

Wiß und Scherz.

Ein berühmter Bühnenkünstler der nur Helden spielte, verwickelte sich mit den Worten Schwefel und Pech auf eine sehr ergötzliche Weise. Er spielte den Othello; in höchster Wuth der Eifersucht rief er: „Schwefel und Pefel!“ seinen Fehler aber erkennend, wollte er ihn schnell verbessern und schrie: „Pefel und Schwefel!“ und wieder bemerkend, daß er es nicht getroffen hatte, gerieth er in eine wirkliche Wuth und wollte die Sache um jeden Preis herstellen. Mit fürchterlicher Stimme, mit dem Fuße stampfend und heftig den Kopf schüttelnd, schrie er: „Schwefel und Pefel! nein! Pefel und Schwefel! Himmelsackerment! Schwefel und Pefel!“ — Gott weiß, wie lange er noch so fortgemacht haben würde, wenn das Lachen des Publikums ihn nicht aller fernern Versuche zu Pech und Schwefel zu gelangen überhoben hätte.

Ein Koller in Schillers Räubern schrie: Ohne Oberhaupt ging Rom und Spandau (Sparta) zu Grunde.

Ein Schauspieler, der den Konrad in Otto von Wittelsbach spielte, sollte sagen: „Vorán, vorán, meine Lanze wackelt schon!“ Statt dessen sagte er: „Vorán, vorán, meine Wánze lackelt schon!“ —

Ein anderer dramatischer Künstler meldete als Knappe dem Burgherrn: daß ein kaiserlicher Hering (statt Herold) an der Pforte sey.

Eine Bianca della Porta grüßte die versammelten Bürger mit den Worten:

„Seyd vielgeliebte Bürger, mir gegrüßt,
Was verplakt Ihr auf dem Weile?“
(verweilt Ihr auf dem Plage.)

Eine Muhme in Kosebue's Carolus Magnus rief im höchsten Unmuth: „Ehe ich zugebe, daß Ursula auch nur mit einer Fischpuke mir vorgehe,“ (Zuspsüße.)

A n a g r a m m.

Es lieben die fünf Ersten
Den Winter gar zu sehr,
Drum treibt der graue Bote
Mit ihnen viel Verkehr.

Erwünscht ist es zwar Manchem
Dem Arbeit nicht gefällt,
Der macht sich's nicht zur Plage
Und treibt verkehrte Welt.

Das Sechste ist ein Zeichen
Das auch allein besteht,
Und wenn wir selbst uns nennen
Vorán spazieren geht.

Auch spricht's in einer Blume
Von Unvergänglichkeít;
Indem es ihrem Namen
Unsterblichkeit verleihet.

Die letzten Viere nennen
Uns einen weisen Mann,
Der — prüfend alle Triebe
Besonderes erfann.

Ein Bruder von Lavater
In seinem Studium;
Doch — wo Gefühl nicht leitet —
Bleibt seine Lehre stumm.

Die ganzen Zehn verrathen
Uns eine Sängerin,
Die zarteste von Allen
Mit liebevollem Sinn.

Sie schwinget sich noch höher
Als sich's die Sonntag wagt;
Doch, lohnen ihr nicht Fürsten
Wenn sie melodisch klagt.

Sie feiert nur die Liebe
In göttlichem Gesang,
Und gift'ger Pfeil des Neides
Macht nie der Kleinen bang.

M. d. M.

Auflösung des Räthfels im vorigen Stück.
Firmament und Meer, als die beiden Häuser, und die Dampfbote als die Schornsteine.